



6. Dezember 2020

## **Über Schuld, Verantwortung – und den Samichlaus**

Rede von Regierungsrätin Jacqueline Fehr anlässlich des Gottesdienstes zum 6. Dezember 2020 im reformierten Zentrum Dübendorf

Sehr geehrte Damen und Herren

Der 6. Dezember ist der Tag des Sankt Nikolaus. Dieser wirkte im vierten Jahrhundert als Bischof von Myra in der heutigen Südtürkei. Der Legende nach war er ein Mensch mit grossem Herzen und offenem Ohr. Eine Art bischöflicher Streetworker, der sich um jene kümmerte, die weder Geld noch Macht noch Privilegien besaßen.

Hier bei uns hat sich der Sankt Nikolaus in einer kühnen sprachlichen Metamorphose zum Samichlaus verwandelt. Der wäre unter normalen Umständen heute unterwegs, in der traditionellen Form zusammen mit seinem kleinen Esel, in der moderneren auf einer Harley Davidson oder sonst einem Gefährt. Und natürlich hätte er sein Standardgepäck dabei, den schweren Sack mit Nüssen, Mandarinen und Süssigkeiten.

Doch eben: Hätte, wäre... Wie so vieles gibt es auch den Samichlaus dieses Jahr nur im Konjunktiv. Corona verunmöglicht die klassischen Hausbesuche der Chläuse. Als Alternative – so habe ich gelesen – besteht die Möglichkeit, den Chlaus per Zoom in die Stube zu bestellen.

Persönlich habe ich zum Samichlaus ein ambivalentes Verhältnis. So rührend die romantische Vorstellung eines Samichlaus' ist, der durch den tief verschneiten Wald stapft und dann die Kinder zum Strahlen bringt – so irritierend finde ich seine Rolle als Mahner und quasi-richterliche Instanz.

Es gehört ja zum Wesen des Samichlaus', dass er die artigen Kinder lobt und die unartigen tadelt. Er teilt die Welt in Richtig und Falsch, in Gut und Weniger-Gut. Kinder, die sich nur widerstrebend mit den Erwartungen der Erwachsenenwelt anfreunden, die lieber wild und bockig sind als wohlständig, brav und tugendhaft – sie werden vom Samichlaus mit der Autorität des alten, weissen, bärtigen Mannes angehalten, sich zu bessern.

Ich kann mich mit dieser Rolle des Samichlaus wohl auch deshalb nicht anfreunden, weil ich als Kind selber bockig war und selten Lust hatte, die Erwartungen der Erwachsenen zu erfüllen. Und so schlägt mein Herz noch heute für jene, die sich nicht anpassen mögen, die ein bisschen aus dem Rahmen fallen und vielleicht gar auf die falsche Spur geraten.

Doch so spannend es wäre: Um falsche Spuren geht es mir hier nicht.



Mir geht es darum, dass mit der Zweiteilung in artige und unartige, in brave und widerpenstige Kinder die Kategorien von Schuld und Unschuld ins Spiel kommen.

Wer artig ist, bleibt unschuldig. Er oder sie tut nichts, was anderen Schaden zufügen könnte. Wer unartig ist, belädt sich dagegen mit Schuld. Da muss schon mal ein Gspänli weinen. Oder eine Katze leiden. Oder es setzt beim Bruder ein paar blaue Flecken ab.

Zwar geht beim Besuch des Samichlaus' diese Zweiteilung in «schuldig» und «unschuldig» in der Regel relativ glimpflich aus. Schliesslich gibt es nach dem Mahnfinger auch für die Unartigen – also für die Schuldigen – Nüsse und Mandarinen. Es gehört ja zum Ritual, dass auf die Mahnung die Gelobigung folgt, sich zu bessern, sozusagen ein «chlausisches» Absolutionsritual.

Am Fokus auf die Schuldfrage ändert das aber nichts. Dabei passt dieser Fokus bestens in unsere Zeit. Wenn immer irgendwo Schaden entsteht oder nur schon droht, kommt die Schuld ins Spiel.

Die «Wer ist schuld?»-Frage gehört zu den wohl beliebtesten in unserer Gesellschaft. Und zwar auf allen Ebenen – vom Privaten («Wer hat das Tor zum Hühnerstall offen gelassen und damit den Fuchs eingeladen?») bis zur Politik (Wer ist schuld, wenn ein verurteilter Straftäter im Hafturlaub eine neue Straftat begeht?).

Die Frage treibt uns um. Schuldige zu erkennen, zu benennen und zu sanktionieren: Das rückt die Ordnung wieder zurecht. Deshalb ist die Frage auch wichtig: Es ist wichtig, dass schuldhaftes Verhalten geklärt wird und dass daraus Lehren gezogen werden. Das ist nicht nur die Basis unserer Strafjustiz, sondern so etwas wie die Basis unserer Gesellschaft insgesamt.

Gleichzeitig müssen wir uns jedoch bewusst sein, dass wir es uns mit dem Fokus auf die Schuldfrage einfach machen – oft allzu einfach. Wenn wir einen Schuldigen haben, sind alle anderen entlastet. Das ist – zumal für jene, die unschuldig sind oder sich unschuldig fühlen – praktisch und bequem. Der Realität werden wir damit allerdings kaum gerecht.

Denn wo es um Schuld und Unschuld geht, fehlen oft die Zwischentöne. Genau diese Zwischentöne sind aber unverzichtbar, wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen und aus «schuldhaftem» Verhalten tatsächlich lernen wollen. Wenn wir wollen, dass eine Fehlerkultur und kollektive Lernprozesse entstehen.

Ich möchte an drei Beispielen veranschaulichen, was ich meine.

Nehmen wir die Pandemie, die uns alle beschäftigt und gegenwärtig unser Leben prägt. Die Zahl der täglichen Neuinfektionen ist nach wie vor hoch. Es sterben viele, zu viele Menschen in den Spitälern und Pflegeheimen. Das stille Leid vieler Familien ist in der diesjährigen Adventszeit allgegenwärtig.

Bund, Kantone und Gemeinden sehen das Leid und halten dagegen. Sie suchen die Balance, das richtige Paket an Massnahmen. Dazu gehört der unablässige Appell an uns, uns weiterhin Corona-konform zu verhalten – Sie wissen schon: Hände waschen, Abstand halten, Kontakte beschränken...



Inzwischen weiss jeder und jede, wie man sich Pandemie-gemäss verhält. Doch was ist, wenn ich mich trotzdem anstecke? Muss ich mir dann Vorwürfe machen und Vorwürfe gefallen lassen, weil ich zu sorglos war? Bin ich dann schuld – selber schuld?

Oder nehmen wir den Klimawandel. Uns allen ist bewusst, wie er entstanden ist: Natürlich gibt es Klimasünder, die im grossen Stil Schaden verursachen. Doch letztlich haben wir alle – wir Privilegierten, die in der so genannt Ersten Welt aufwachsen und leben dürfen – mit unserem Verhalten zur Klimakrise beigetragen.

Inzwischen weiss jeder und jede, wie Nachhaltigkeit geht. Doch was ist, wenn ich mich trotzdem in ein Flugzeug setze? Lade ich dann Schuld auf mich?

Oder nehmen wir die dunklen Teile unserer Geschichte: die Verbindungen Zürichs zur Sklaverei, die Schicksale der Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Oder das wohl finsterste Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte: unsere Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs.

Inzwischen weiss jeder und jede, wie man sich damals richtigerweise hätte verhalten müssen. Doch was heisst das für uns Nachgeborenen, für die Schweiz von heute? In welchem Verhältnis stehen wir zu dieser Geschichte? Gibt es so etwas wie eine überlieferte Schuld?

Wie ich schon gesagt habe: Der korrekte, angemessene Umgang mit schuldhaftem Verhalten ist ein Kern des Rechtsstaats.

Und doch sollte für uns Mitglieder einer Gesellschaft, die sich entwickeln will und entwickeln muss und die vor grossen Herausforderungen steht, nicht die Schuldfrage das zentrale Thema sein.

Unser grosses Thema sollte die Verantwortung sein.

Sie ist es, die uns weiterbringt, die uns hilft, komplexe Aufgaben zu lösen.

Nehmen wir nochmals Corona: Ob jemand komplett unschuldig erkrankt ist oder ob auch ein bisschen Selbstverschulden im Spiel war – diese Frage mag Schlagzeilen absetzen, nützen tut sie aber eigentlich niemandem. Wir können zwar mit dem Finger auf den Superspreader im Zürcher Nachtleben zeigen oder auf die Jassgruppe in der Innerschweiz. Doch ausser dem kurzfristigen guten Gefühl, «es gesagt zu haben», Richtig und Falsch zurecht gerückt zu haben, gewinnen wir nichts.

Wenn wir aber statt der Schuld die Verantwortung ins Zentrum rücken, kommen wir weiter: Was lernen wir aus den Fehlern der anderen? Was heisst das konkret für mich? Nehme ich die Vorgaben und Empfehlungen der Behörden ernst genug? Mache ich das lange verdrängte Telefon mit den eigenen Eltern und erkläre ihnen, dass sie das Jassen bleiben lassen sollten? Diskutiere ich mit den eigenen Kindern und interessiere mich dafür, wo und wie sie das Wochenende verbracht haben?

Verantwortung bringt uns vorwärts. Sie ist – erstens – konstruktiv.

Zweitens hat Verantwortung kein Verfalldatum – im Gegensatz zur Schuld. Strafen sind endlich – das ist ein Grundprinzip unseres Strafrechts. Irgendwann ist genug gesühnt. Irgendwann ist die Schuld beglichen. Irgendwann tritt die Vergebung an die Stelle der Schuld.



Die Verantwortung hört dagegen nie auf.

Nehmen wir nochmals den Klimawandel: Wir bekommen diesen nur in den Griff, wenn wir uns nicht damit aufhalten, dass andere noch schuldiger sind wie wir. Sondern wenn wir die Verantwortung ernst nehmen und aus Verantwortung *unser* Verhalten ändern. Wenn Verantwortungsbewusstsein zum Teil *unserer* DNA wird. Wenn Nachhaltigkeit zur Selbstverständlichkeit wird – bei uns selber und bei uns allen.

Drittens ist Verantwortung auf Gegenwart und Zukunft ausgerichtet – im Gegensatz zur Schuld, die sich immer auf etwas Begangenes, bereits Geschehenes bezieht. Die also naturgemäss retro ist.

Nehmen wir drum nochmals unsere Geschichte: Fraglos hat die Schweiz mit ihrer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg Schuld auf sich geladen. Diese aufzuarbeiten, zu erkennen und zu benennen war wichtig. Wir Heutigen muss aber vor allem die Frage nach unserer Verantwortung leiten – also die Frage an uns selber, ob wir alles dafür tun, damit Unmenschlichkeit, Abwertung, Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung keine Chance mehr haben. Damit ein Konsens der Menschlichkeit entstehen kann, gegen den es kein Ankommen gibt, heute nicht und morgen nicht.

Für viele Menschen, die Leid erfahren mussten, ist das einzig Tröstende, dass die Gesellschaft dadurch lernt. Wir sind zum Lernen verpflichtet, sei es in Bezug auf die dunklen Kapitel unserer Geschichte, sei es in Bezug auf die Zerstörung unseres Planeten, sei mit Blick auf das Leid, das die Pandemie über unsere Gesellschaft gebracht hat und bringt – Tod, Krankheit, zerstörte Lebenswerke, zerstörte Lebensträume.

Wir können die Fehler der Vergangenheit – unsere eigenen und die der anderen – nicht ungeschehen machen. Aber wir können sie nutzen, um bessere Antworten zu finden.

Geschätzte Anwesende:

Ich rede hier zum Sankt-Nikolaus-Tag. Und ich gebe gerne zu: Ich mag Sankt Nikolaus. Ja, ich mag ihn besser als unseren Samichlaus. Wenn ich in der Nikolaus-Legende lese, dann habe ich den Eindruck: Nikolaus war kein Mensch des erhobenen Zeigefingers, keiner, der sich als moralische Autorität verstand und aus dieser Warte die Welt ordnete.

Seine Welt war nicht die Welt von Schuld und Unschuld. Seine Welt war die Welt des Engagements.

Nikolaus stammte aus einer vermögenden Familie. Doch sein Reichtum war für ihn nicht einfach ein Privileg. Sie war für ihn ein Auftrag: der Auftrag zur Verantwortung, als Mensch Menschenliebe und Solidarität zu leben.

Wenn jemand Hilfe brauchte, fragte Nikolaus nicht, wieso. Er half. Er teilte seinen Reichtum. Er übernahm Verantwortung aus Überzeugung.

Das macht Nikolaus zu einer sehr zeitgemässen Figur.

So ist er nicht nur ein Heiliger für alle – wie es der Titel dieses Gottesdienstes sagt. Er ist ein Vorbild für alle.

Ich danke Ihnen.